

Glück und Segen.

Roman von A. von Gerstorf.

(9. Fortsetzung und Schluss).

Hermine erkannte das vor Trunkenheit gerötete und leidenschaftsbezügerte Gesicht ihres Angreifers. Es war ein junger Leibesgeiz, ein Freund Sandersees, „nur Zivilist“, wie der ihn einmal scherzend vorgestellt hatte; er hatte sie schon einmal mit seinen zudringlichen Huldigungen belästigt und dafür die gebührende Zurückweisung bekommen. Das machte ihn ihr zum Feind. Er war derjenige, der am eifrigsten das Gerücht von ihren angeblichen Beziehungen zu Sandersee verbreitet hatte. Nun führte ihr Unstern den Rausch hierher, der, ansehend betrunken, zu einem weiteren nächtlichen Gelage wandern mochte. Da hatte er sie in den einsamen Pfad biegen lassen und war ihr nachsüchtig und lästern gefolgt.

Sie war jäh erwacht aus ihrem fiebernden Traum. Verzweifelt rang sie unter der Umklammerung seiner härteren Arme, unfähig, sich zu befreien. Aber die kraftvollen, wilden Bewegungen ihrer jung-elastischen Glieder bewahrten ihr Gesicht vor seiner Berührung. Rasende Wut ergriffte ihn. Er rief Worte der Beschimpfung aus, wie sie solche nie im Leben vernommen hatte. Dann rangen sie stumm miteinander. Jetzt hatte er ihre Arme erfasst und mit brutalem Griff nach hinten gebogen — sie stürzte nieder in die Arnie, ihre letzte Kraft in einen gellenden Hilferuf erschütternd.

Aber nicht der hätte ihn von ihr zurückgerissen. Als habe sich eine der alten, knorrigen Weiden, die den Pfad begrenzen, aus dem Boden gehoben, um dem von einem gewissen Unhold bedrängten jungen, schuldlosen Geschöpf zu Hilfe zu kommen — hand plötzlich ein kleines, menschenähnliches Wesen ruhig und stumm mitten im Wege.

„Kron! Gelsen!“ Inarrie die lebendig gewordene alte Weide.

„Zum Teufel mit Euch, alter Schuft! Niemand ist trant und braucht Eure Hilfe“, rief die freundliche Erwidrerin. „Aber meinestwegen nehmt Euch die bleichgesichtige Krone mit und helft ihr. Ich finde schon ein andermal meine Rechnung.“ Damit hatte der Wüstling den Manteltragend hochgeklappt, brühte der Hut tiefer in die Stirn und verschwand eiligen Schrittes in der Dunkelheit der Nacht.

Der alte Schleusenwärter hatte den gellenden Hilferuf auf seinem letzten Abendgange am Fiskusier gehört. „Na, na!“ brummte er jetzt in den eisgrauen Bart, der wie Weidengeäst um sein Gesicht stand, und nach einer Weile nochmals: „Na, na!“ Das war unverkennbar gutherzig törend gemeint, und nun freigte er seine knorrigen Hände aus, der zusammengebrochenen Gestalt aufzuhelfen. Endlich fand sie schwindelnd auf ihren kleinen Füßen, von denen die Schuhen verschwunden waren. Wie sie schluchzte und zitterte und die alte, knorrige Faust nicht loslassen wollte!

Allmählich kamen sie dann beide in Gang, und hinter der nächsten Weide streckte er den Arm aus und sagte: „Da!“ Dabei wies er auf den Feuerstein, der düster rot durch das niedrige Fensterlein der Hütte blinkte. „Da! Mitkommen — warm da — bin allein da!“ Inzwischen trat der uralte Greis das Rechte für die arme, aufgeschüttelte Seele. Bang in aller Hilflosigkeit drückte sich das Mädchen an ihn, umklammerte seinen Arm in dem rauhen, zottigen Rod und ging mit ihm in seine Hütte. In dem unheimlichen, von roten Lichtern durchflackerten Innenraum der Hütte, an deren kleines Fenster Regen und Wind schlugen, überkam Hermine, die von so mannigfachen schweren Seelenkämpfen aus Ende ihrer Kraft gekommen war, eine wohlthätige Ohnmacht. Ganz still, wie ein todwunder Vogel, sank ihr Kopf an die Schulter des alten Schleusenwärters. Aber auch dieser Umstand, ein ohnmächtiges Weib ohne jedes Hilfsmittel in seinen zitterigen Armen zu halten, brachte ihn nicht aus der Fassung. Ueber alle föhliche Aufregungen: Furcht und Schreck, Staunen und Freude, war sein Hochalter hinweg. Seine Ruhe war unerschütterlich wie die der unbedruckten Natur. Nur der Blick seiner tief eingefunkelten, von leberbraunen Hautfalten fast vergrabenen Augen zeigte von innerem Leben; wie kleine, schwarze Blitze brach es zuweilen daraus hervor, und im hellen Tageslicht hätte einer wohl noch das einfrige leuchtende Blau erkennen können. Aber jetzt war sein Blick abgewandt, als er in diesem Fall heut abend nicht helfen konnte, mit dem, was er tat, sie ins Leben zurückzubringen, dann mochte sie still und ungestört hinüberlassen. Dann war ihr wohlter, als ihr vielleicht im Leben gewesen. Die sah ja ganz so aus, als wolle sie zu der kleinen Gemeinde gehören, deren Mitglieder er von Zeit zu Zeit drüben am Wehr fand, wo sie in dem bewegten Wasser mit ih-

ren starren Gliedern selbst zu spielen schienen. Und was wollte sie auch sonst in dem Hochzeitsputz heut nacht auf dem Wege, der zum Wasser führte und sonst nirgendhin?

Weise über dem bleichen, zurückgefunkenen Gesicht etwas murrend, das sich wie Besprechung anhören konnte, legte er sie auf die Strohmatte in der Nähe des Herdes und gab ihr aus einem Steingulbecher Wasser in kurzen, schnellen Güssen in das Gesicht. Wenn sie davon nicht erwachte, dann kam sein zweites und letztes Mittel: ein wenig Rum aus einer Kürbislösche auf die Zunge. Das machte er immer so bei denen, die er fand. Wenn er Zeit hatte, fand er auch den Weg zu Menschenhilfe, eigentlich, wenn die noch Zeit hatten. Aber meist hatten sie keine mehr. Ihre Uhr war abgelaufen, und er legte die Stille nieder auf den alten, mit einigen Striden versehenen Schragen in der Ecke. Dort hinter der großen Kiste, auf dem eine Wolldecke und ein Strohhalm lagen. Wo er selbst seine kurze Nachtruhe suchte. — Aber sein Schlafbedürfnis war zeitweilig gering, und oft sah er die ganze Nacht still nach am Herde, hielt den Feuerrest von Asche frei und hörte auf den Anruf: „Hoi! Schieue!“

Zuweilen ruhte dann auf seinem Lager drüben ein stiller Schläfer, dem kein Erwachen mehr wurde, der's überstanden hatte.

Der Schleusenwärter sah jetzt schärfer nach seinem stillen Gast. Ja — sie kam zu sich und sagte: „Danke, oh, danke.“ Das war ihr also recht gewesen. Er dachte sonst immer, es sei seines Amtes nicht, die zurückgehenden, die gern gehen wollten. — Ein Stückchen altes Brot erweichte er im Gläschen Rum, rührte mit einem Holzlöffel einen kleinen Brei daraus und schloß ihn ihr ein. Diese Nahrung tat Wunder: Sie bekam Rösche in das schmale Gesicht und einen bewußten Blick in ihre großen, schwarzen Augen, die sich dann aber bald wieder schlossen, wie in Uebermüdung.

Sie war so hübsch wie ein kleines Kind, das schlafen wollte, im Mutterarm — wie sie da so zutraulich sich an seinen Armel drückte. Er murmelte wieder sein gutbetztes: „Na — na“, womit sein Schatz an freundschaftlichen Zureden erschöpft war. Und in dem müden, wehen Herzen des Mädchens flog so etwas wie Kindheits-Erinnerung auf. Bald schloß sie ein, und seine uralte, verholzte und knorrige Rost reichte weit aus, die kinderleichte Gestalt auf den Schragen hinter der Kiste zu tragen. Dann setzte er sich wieder vor den Fiegelherd und drehte manchmal den Kopf mit dem scharfen blauen Blick in den braunen Lederfalten nach rechts, von wo das seine Atemholen kam, wenn der Wind und Regen eine Pause machten.

Schritte kamen über den kleinen Steinflur; ein Offizier und eine graue, alte Dame, die jorrig aussehend, traten herein und fragten nach dem jungen Mädchen im weißen Kleide. Ausliefern dem Offizier und der bösen Alten? War seines Amtes nicht. Konnten leicht jene sein, die sie in der Tod trieben. Oder sie gehörten zu dem Pflou, der das Mädel überfallen hatte? Ne! Morgen holte er die Polizei, wie für die anderen, oder ließ sie allein fort, wenn sie konnte! Die mochten nur wieder gehen.

Vor dreißig Jahren war seine junge Tochter Anne-Marie wegen einer Liebschaft in denselben Strom gegangen, aber er hatte sie lebend herausgeholt und — verheiratet. Jahre um Jahre hatte er sich nach der Anne-Marie gebangt. — Sie war mal so tüchtig und ernsthaft gewesen, aber die Liebe — ja, ja, und der eine, der hatte es ihr angetan. Er vergab ihr's nicht, bis er alt und holzhart wurde im Herzen und wie einer seiner alten Weidenstämme an Körper, bis er nichts mehr fühlte: keine Liebe und keinen Haß — nicht Leid, nicht Freude. — Aber heute, als der Mann das Mädel umschätzte und es auf der schmutzigen Erde kniete — da rief die uralte Worterinde um seine Erinnerung auf, und er sah dahinter dasselbe Bild. — Nur, daß die Anne-Marie aus lauter Glück da kniete. ... Kein Segen war bei dem Glück gewesen, und nun war er allein — und sie wohl lange tot — die schöne, junge Anne-Marie mit den langen, schwarzen Haaren! Und ein Zittern ging durch den alten Weidenstamm, und der Spalt schloß sich wieder.

Hätte er wohl noch frisches Grün treiben können, so kleine, aber starke, grüne Triebe, wie es manchmal vorkommt? Die dann einen solchen alten, harten Knubben umgeben, wie ein grüner Kranz einen alten, lahnen Kopf, den ihm späte Liebe und Dankbarkeit aufsetzt? ...

Der Alte wachte nicht, daß seine Anne-Marie eine der bravsten Frauen geworden war und als verwitwete Frau Lehmann und langjährige, hochgeachtete Hauswirtschafterin in Wilmersdorf lebte. Auch nicht, daß sie oft an den alten, grimmigen Vater dachte, der auf alle Bitten neu erlag oder geschwiegen hatte. Und daß ihr langes, schwarzes Haar in

Ehren silberweiß geworden war. ...

Welche Nacht, welche schwere Stunden durchlebten Manfred und Klara, nachdem sie die Schleusenhütte verlassen und Hermine nicht gefunden hatten! Sie hätten noch Hoffnung haben können, daß sie nicht in den Strom gegangen war, den Tob zu suchen. Aber Manfred war auf die Idee gekommen, einen am Fluß gehenden Arbeiter zu fragen, ob er nicht eine Dame in weissem Kleide gesehen habe. Und der Mann sagte sofort: „Ja“. Er sprach aus davon, daß er sich gedacht habe, sie könne mit den blühenden Steinen an ihren Händen wohl einen Strohhalm verlohren, wie sich in dieser Einsamkeit zuweilen welche herumtrieben. Dann aber habe er einen eleganten Herrn ihr nachgeben sehen und sich beruhigt, daß es ihre Beschützer sein werde.

Diese Auskunft trieb Manfreds bumpy Verzweiflung in den schredlichen Weg des alten Argwohn, aber nur minutenlang; denn dachte er an einen Zufall, der den Fremden dort hin geführt haben mochte. In der Nacht, die sehr dunkel werden würde — überall stand Gewölz — war nichts mehr zu machen; der Morgen mußte abgewartet werden, um den Strom bis zum Wehr abfischen zu können. — Sie war nicht zurückgekommen, hatte der Arbeiter noch gesagt auf eine letzte Frage Klaras. Wo also sollte sie sein, als da unten in der Tiefe!

Die ganze Nacht durchwachten sie im Hotel, wo die beiden Damen wohnten, in der dach Hoffnung, daß sie vielleicht doch noch wiederkehren würde. In dieser Nacht der Todesangst um ein geliebtes Leben, an dem sie urecht getan und grausam gehandelt hatten, lag Gottes Hand schwer auf den Hauptern der Horrenden, daß sie sich beugten, sich anklagten und ihrer eigenen Fehler und Gebreden bewußt wurden. Wie eine eiserne Pfugschar hatten Boden aufreißt, so rissen die Gedanken und Spitzgen der Reue die Herzen auf. Mahnend und vernichtend zugleich tönte den Bergzweifelnden das ergreifende Dichterwort in den Ohren:

„Oh, lieb, solang du lieben kannst, Oh, lieb, solang du lieben magst. Die Stunde kommt, die Stunde kommt, Wo du an Gräbern sehest und klagst.“

Endlich graute der Morgen. Und obwohl es früh tagte, schien es den beiden, als wären sie um Jahre gealtert in dieser kurzen Nacht.

Wie das erste fahle Dämmerlicht durch die hohen Fenster huschte, machten sie sich bereit, um ihr trauriges Leben zu beginnen. Bleich, mit verzerrten Zügen, schritt Manfred Rembrandt der Tür zu, gefolgt von der zitternden Klara, die sich kaum noch auf den Füßen halten konnte. Doch ehe er noch die Türe ergreifen konnte, tat sich die Tür langsam auf, und an der Schwelle stand lebend die Geliebte, Vielbeweinete.

In diesem Augenblick empfanden Manfred und Klara jenes überirdische, restlose Glück, das, so groß für ein Menschenleben, sonst nur in den Gefilden der Seligen zu finden ist. Und die Qualen der Nacht verflanden vor dem allem verklärenden Lichtgebanten: „Sie lebt! Sie kommt wieder zu uns! Nichts kann uns mehr trennen!“ ...

Einige Tage heftigen Fiebers waren für Hermine die einzige Folge erster Art und für den Geliebten ihrer Seele einige letzte Stunden der Angst, Sorge und Erbitterung; bis sein Herz ganz frei wurde auch vom Groll und Haß gegen den Schurken, der das wehrlose Mädchen überfallen hatte, als Hermine leise bat: „Laf den Haß und Groll fahren und den Gedanken an Rache! Denke an den gerechten Gott, der gefagt hat: Die Rache ist mein! Ich will vergelten!“ Denn sich: wenn mir der Bösewicht nicht nachgegangen wäre in schlimmen Absichten, dann, Manfred — läge ich wohl jetzt still und tot vor dir; du würdest immer und immer deine eigene Härte gegen das arme, dumme Mädchen bereuen, das den bösen Schein nicht zu meiden verstand in ihrem Leichtsinne, ihrer Eitelkeit und Gedankenlosigkeit! So aber hat er gegen seinen bösen Willen mich im letzten Augenblick aus meinem Fiebertraum vom Sterbenwollen geweckt und mir dadurch das Leben gerettet.“

„Und mir auch“, sagte er ernst, „denn das weißt du, mein Lieb, mein Glück: ich wäre dir gefolgt.“

Sie nidte und streichelte mit den weichen Händen seine Stirn, und wies sie auch den letzten dunklen Gedanken da fortstreichen. „Und weißt du, was Mutter immer sagte? — Ach ... Mutter — leise fiele ich schweren Tränen: Selbst eine schlimme Absicht muß Gutes bewirken, wenn sie gegen einen Unschuldigen gerichtet ist.“

sich an das schöne Kirchein am Ende der Straße schmeigt. Lindenbäume bilden über das schlichte Gitter, und der süße Atem großer Rosen weht jedem Vorübergehenden ins Gesicht. Unzählige Bienen schwärmen von Blume zu Blume. Die Tierchen singen und summen, daß es fast zum brausenden Chor- und Lobgesang wird, der sich den sanfter gedämpften Tönen der Kirchenorgel mischt. Wie sie verstummt, dringt aus dem geöffneten Fenster eines Giebelstübchens in zierlichen Trillern allerlei Volksliederklang herab. Sonst ist es still — still, wie es manchmal an Sonntagnachmittagen in kleinen, verträumten Städten zu sein pflegt. Und doch rauscht und braust in nächster Nähe das breite, bunte Wellenmeer der glänzenden Residenzstadt, aber bis hierher in die einsame Straße dringt es nicht.

Ein liebes, schönes Gesicht mit herzlich frohen Augen unter silberweißem, zierlich gestecktem Haar erschein immer wieder unter dem roten Geranien am Fenster eines hübschen Hauses und wartet auf glückliche Menschen, die da vorbeikommen sollen, um sich Gottes Segen zum Menschenglück im Kirchein zu holen. Sie will sich ihnen anschließen, die Frau Verwalterin Anne-Marie Lehmann, denn die Malermeister ist heut Hochzeit: Doppelhochzeit! Die Arien feiern die goldne, die Jungen die grüne. — Obwohl sie ja eingeladen ist, wäre Frau Anne-Marie viel zu pflichttreu, hinaufzugehen und die Haustür zu verlassen, die ihrer Wachsamkeit übergeben ist, ehe ihr Pflichten der Jünglinge vom Schuttmacher Seligmann, heimkehrt und sie vertritt. Der Blondkopf mit dem prächtigen Zeichentalent ist in der Kirche, die er schmücken hilft. Vor fünf Jahren, als ihr der unerhoffte Reichtum in den Schoß fiel, hatte sie ihren Herzenswunsch erfüllen können, ein trades, begabtes Menschlein glücklich zu machen. Und solch ein was das kleine, blonde Büßchen. Damals erst sieben Jahre alt, trug er schon Zeitungen aus und Milch in die Häuser, und nie fehlte ein Tropfen von der Milch, die ihm nicht gehörte, in dem offenen Gefäß — wenn das Mädelchen auch noch so knurte. Und dabei hätte das „blonde Karichen“ einmal beinahe sein junges Leben eingebüßt, denn ein großer Fleischerhund, gerade so groß wie das Kind, hatte Appetit auf die Milch, und Karichen verteidigte das Gut fremder Leute mehr wie sein eigenes Leben gegen die Bestie; in dem kritischen Moment kam Frau Anne-Marie Lehmann auf die stille, sonntägliche Straße hinaus, um das Grab ihres Seligen zu besuchen, sah das Kind in seiner Verdrängnis und erlöste es. Karich fand sich dann Herz zu Herz. Heut war das Karichen zwölf Jahre alt, und seinen Tag hatte seine zweite Mutter bereut, was sie ihm Gutes getan.

Und nun saßen sie in der Loggia beisammen — wie einst. Durch die rotgrünen, prächtvollen Ranken des wilden Weins grüßte die Abendsonne. Genau an derselben Stelle stand die große, grünumtänzige Glasbowle auf der grauen, herrlich geschnittenen Kaffeedecke, gefüllt mit dem goldgelben Saft — wie vor fünf Jahren. Hier war alles beim alten geblieben, hier bei Trauburgs. Das gewonnene Geld hatte kein Glück, aber auch keinen Fruch gebracht. Es war nämlich sehr schnell verschwunden. Leopold, der älteste Sohn, hatte seine Stelle aufgegeben und dann gründlich dafür geforgt, daß die Moneten des gutmütigen Vaters den Weg alles Fröhlichen gingen. Als abgezogen war, hatte er sich kurz entschlossen, nach Amerika zu gehen. Dort wurde er Lehrer an einer Privatschule, heiratete die Tochter und bat den Papa um Verzeihung, die er auch erhielt.

Daniel Trauburg hatte von dem Glück nur einen etwas intensiven Raster gehabt und seine Gattin eine eheherrliche Verwahnung wegen „Schuldenmachens“ und „Anschreibenlassens“; was sie zum erstenmal am Morgen nach dem „Glück“ getan, weil es der Gatte mit schwerem Rasterkopf die Zeit verschleift. Danach war alles in Ordnung gekommen, und nach der großen Babereise ging Papa freudestrahelnd an die Tür der Kunst und bat so flehentlich, ihm die zugeschlagene wieder zu öffnen, daß sie es weit — weit tat. Er malte dann seine beiden besten Bilder: „Die beiden Herminen“, und die „Zufriedenheit“. Das Modell des letzteren Bildes war Frau Anne-Marie Lehmann. Dafür bekam er so viel Geld, daß er die Mama im nächsten Jahre wieder in ein Bad schicken konnte, welches ihr vortrefflich bekam.

In dem heiteren Kreise in der Loggia sah bloß einer mit unwidriger Stirne; es war Erich, der Postbeamte, dem damals auch das viele Geld den Kopf verwirrt hatte, so daß er darüber sein „fleißiges Liebschen“ vergaß. Er war ein erster, stiller Mensch geworden, der nicht viel dachte, sich aber oft in Erinnerungen an das Liebschen verlor. Dem armen Ding hatte das „Glück“ bei Trauburgs das kleine Herz gebrochen, und eine erbliche Auszehrung hatte sie in ein frühes Grab gebracht. Jetzt lag sie auf dem Wilmersdorfer Friedhof, nicht weit

von Frau Steuerinspektor Lieblich. Das Mutterlein hatte das „Glück“ nicht fast genug gefunden. Es kam zu spät und war zu groß, und sie konnte sagen: Weniger wäre mehr gewesen. Friedlosigkeit und Haberei hatte es in das Familienleben gebracht, das Schwefelsternband zerrissen, die Mutter erdrückt. Una und Hedwig hatten sich nach dem Tode der Mutter zusammengetan und in Bremen ein Geschäft gegründet. Aber Gottes Segen hatte auch da gefehlt. Besonders weil sie, die einst so ewig waren, nun in Unfrieden und Hader miteinander lebten. Sie hatten das Geschäft bald aufgegeben. Jetzt besahen sie an entfernten Orten beherrschende Haushaltstellen ein und schelten aufeinander zu jedem, der es hören will.

Nur das „Kinbelchen“, das Klärchen Lieblich, ist da und sitzt neben Frau Anne-Marie. Die Erlebnisse jener Särdenacht haben das verbitterte alte Mädchenherz austauen lassen, so daß es sich neidlos an fremdem Glück erfreuen kann und gegen das eigene Schicksal nicht hadert. Ein schlimmes Schicksal ist es auch nicht: Für die Zukunft ist gesorgt; sie wird im Hause des jungen Paars ihre freundschaftliche Stellung beibehalten. Auch der bravste aller Hauswirte, Herr Scheinbauer, fehlt heute. Seine Häuser hatte er verkauft, als er mit Hermine Trauburg nach Wien zog, ihr Gatte wurde und ihr seinen Anteil am großen Glücksausbestamentarisch verschrieb. In Wahrheit war er nie ihr Gatte; er hatte doch eingesehen, daß Menschen, zwischen denen ein volles Menschenalter liegt, zu einer richtigen Ehe nicht taugen. Nur den Titel eines Gatten hatte er sich antrauen lassen, um sie auf ihrem gefährlichen Wege dadurch wirksamer schützen zu können. In herzlicher, guter Meinung war's geschehen, und doch hatte er sich damit fürs Leben unselig gemacht. Der Lotteriegewinn war in den ahnungslosen Kinderhänden zerschmolzen wie Wachs im Feuer, und das stattliche Vermögen des Berlin-Wilmersdorfer Hauswirts hatte der des Wiener Zufchnittes untundige Häusermutter, der scharf auf die Siebzig ging, allmählich auch bis auf den letzten Rest zusammenfallen sehen. Dann öffnete ihm das Siechenhaus — die Schwachsinnigkeitsabteilung — seine Tür, und da war seine einzige Freude, von jenen Tagen des Glückes zu erzählen, wo er das große Los gewonnen und ein wunderschönes, junges Mädchen seine Gattin geworden war. Niemand glaubte ihm, und am Ende glaubte er es selbst nicht mehr und verlor in stilles Grübeln — starb und wurde begraben und mit ihm die tiefversteckteste Sehnsucht nach dem kleinen Gartenhaus in der stillen, grünen Straße, wo er als verheiratet, allzeit gemütlicher Hauswirt eine Art König in seinem Reich war. ...

Und noch zwei fehlten. — Ein stiller, gesunder, arbeitsfroher Mann und eine schöne, wirtschaftliche und liebenswürdige Frau hatten an jenem Glück vor fünf Jahren teilgenommen, oben sitzend, geehrt und geachtet, rechte und gerechte Erhalter und Verwalter ihres in redlicher Arbeit erworbenen Gutes.

Wilhelm Rembrandt und Frau fehlten heute an des Sohnes Ehrenstag. Der Vater hatte die Arbeit übergeben und sich zur Ruhe begeben, als es noch zu früh dazu war, weil jenes mühselos erworbene Geld seine kleinen Charakterfehler großzügig hatte wie schwüle Treibhausluft: Eitelkeit, Hochmut, Schwäche gegen die geliebte Frau. — Die Frau hatte sich wehlich freuen voll starker Vermögenssucht ergeben, ihren Stand verachtend, um die große Dame zu spielen. Rembrandt war tränklich und mütterlich geworden, beschästigte Apotheker und Arzt und verbrachte die Hälfte des Jahres in eleganten Modedebären — der Frau zuliebe. Die Hochzeit des Sohnes machten sie nicht mit, denn die Tochter des „ehemaligen“ Studienmalers war unter ihrem neuen Stande. Und ihr Sohn „hatte es dazu“ — auch noch nach seinem überbeschränkenden Offiziersleben — über seinen Stand zu heiraten, worin sie ein erstrebenswertes Glück haben. — Aber das Mutterherz hatte sich schließlich nicht ganz verzeugen lassen. Frau Rembrandt ließ dem jungen Paare noch in zwölfter Stunde sagen, sie sollten kommen, sich den Eltern segnen zu ihrem Liebesglück holen, denn ohne Segen sei kein Glück von Dauer! —

Die Hochzeitgesellschaft sah in der Loggia um den großen Tisch, auf dem die Bowle stand in einem biden, grünen Myrtenkranz, den Frau Anne-Marie gestiftet hatte, und die Abendsonne leuchtete über alle, und Papa Trauburgs gutes Gesicht leuchtete auch in alter Zufriedenheit. Ihm hatte das Glück nicht geschadet, denn sein Herz war rein. Stillbergnüglig sah er neben seiner Mama und hielt ihre kleine, runde Hand. Sie war als goldene Braut schön geschmückt in einem schwarzen Seidenkleid von altemodischem Schnitt, mit krauser Schnepfenkante und Puffärmeln, das sie einst auf ihrer ersten Hochzeit getragen. Ein feines Kränzlein aus vergoldeten Myrtenblättern krönte den grauen Scheitel. Alle sagten, daß sie fast noch schöner sei wie die grüne Braut!

Und die war sehr schön, wie sie neben dem jungen Gemahl sah in schneigem Weiß, den Schieier vor sich wie eine kleine Wolke im ebenholzschwarzen Haar befestigt, auf dem, wie hingehaucht, der liebliche weiße Myrtenkranz lag; längst war es bekannt geworden, daß sie den Myrtenkranz mit Recht tragen durfte, daß sie Hermine Trauburg geblieben war. Wäre es möglich, daß Stolz und Demut zugleich in einem Mädchenangesicht sich lieblich vereinen könnten, dann geschah dies in Minchen Rembrandts Gesicht, daß der junge Gatte zu betrachten nicht müde wurde.

Manfred war im schwarzen Rod, denn er hatte den Offiziersrod an den Nagel gehängt und war zurückgekehrt zum Kaufmannsstand, der seinen Großvater und Vater in Ehren und Arbeit wohlhabend gemacht hatte. Der Kolonialwarenladen hatte sich zwar sehr verändert; er war am selben Tage, als Wilmersdorf Stadt wurde, als großes, feines Delikatessengeschäft eröffnet worden. An Stelle des winzigen, düsteren Kontorstübchens war ein großer, eleganter Raum getreten mit einem prachtvollen Diplomatenschreibtisch, einem geschützten Lutherstuhl davor und einen zierlichen, bequemen Sessel für die junge Frau, neben dem ein kostbares eingeleitetes Tischchen stand für den gemeinsamen, gut bürgerlichen Nachmittagskaffee.

Was werden sie da wohl oft und oft sprechen und tuscheln — das ebenholzschwarze Ledergestühl zu dem vornehmen, blonden Haupt des Mannes geneigt? — Von der süßen Zukunft — vom Ergehen der kommenden Generation ... und vom Heranziehen der abwärtsstreichenden zu den alten Freunden der Arbeit! Den Vater hier wieder sehen zu sehen, seinen Rat zu begehren, seine Arbeitskraft zu brauchen — den trant gewordenen Alternen gesund und jung zu machen durch Arbeit und Mühseligkeit; das schwebte ja den Brautleuten immer vor als schönes Ziel. Und die Mutter? Ach, die wird so leicht zu heilen sein, durch zwei kleine, weiche, rosige Händchen, die nach ihren allzu jugendlich freierten Loden greifen: Großmütterchen ...

Süße Träume von stolzenem Zukunftsglück flatterten auch jetzt durch die Loggia. Leise haben sich die jungen Eheleute erhoben, um in das eigene Heim zu gehen. Aber erst liege sie noch hinunter in Frau Anne-Maries freundschaftliches Stübchen, um sich an ihrer späten Freude mitzufreuen. Ist sie doch vor allem Hermine's Werk. Mit Geduld und sanfter Hand hatte sie in des alten Schleusenwärters verwitwetem Sinn die Erinnerung an seine verstorbene Tochter gepflegt, nachdem sie aus seinen Erzählungen die Ueberzeugungen gewonnen, daß keine andere als Anne-Marie Lehmann die Tochterglaubte sein könne. Oft und oft war sie nach jener Nacht, als er ihr den Schutz seines armen Daches gewährt und sie den unsterblichen Strahl menschlicher Güte in den fast versunkenen Augen bemerkt hatte, zu ihm hinausgepilgert und hatte jaert und lind den schon fast ganz eingeschlafenen Geist wieder zu wachen verurteilt. Und es war ihr gelungen, mit der erstorbene Erinnerung auch die erstorbene Liebe und Sehnsucht zu beleben, bis sie groß und voll die Augen zu ihr aufschlug; da begann der alte, zitternde Mund föhliche Worte zu murmeln: „Wiedersehen — wiederhaben da oben — ich war zu hart. — Nun ist's zu spät — alles. — Kein Glück — kein Segen — der Herrgott wolle vergeben.“ Nun hatte Hermine unter Tränen der Teilnahme das letzte gewagt und dem atemlos Lauschenden gesagt, daß es noch nicht zu spät sei, daß seine treffliche Tochter lebte! Dann hatte sie mit Manfreds Hilfe es möglich gemacht, den glückstrahlenden Alten vom Schleusenstand zu befreien, was trotz des Widerspruchs des nimmernden Greises von der Behörde ohnehin schon für dasselbe Jahr vorgesehen war. Statt in das traurige Altersheim alleinziehender, kinderloser Greise ist er mit ihr gegangen — nach Wilmersdorf zu seiner Tochter!

Das freundschaftliche Hochzeitsfest ist vorüber. Die Sonne ist still dahingegangen in den Schoß der Ewigkeit, wo schon so viele Sonnentage verflachen. — Langsam zieht die Abendröte über den Himmel. Durch die Zweige des alten Birnbaumes unter der Loggia von Daniel Trauburg geht ein heimliches Raunen. Abendstille ist hier, als sei man auf dem Lande, und es sei immer noch Dorf — das alte Wilmersdorf. — Die Loggia ist leer bis auf die zwei Weißhaarigen, die Hand in Hand auf dem alten Korbfloß bestammensitzen. Rote Strahlen sunfeln wie kleine Freudenfeuerchen in dem goldenen Myrtenzweiglein auf dem schichtweisen weißen Scheitel der „gabendnen Braut“. Jung und lieblich ist das Mädchen und der Bild, die dem treueren Ansehen des Lebensgefährtens begegnen. Und dann spricht Daniel Trauburg ein Wort, das leise tönd von Herz zu Herz dringt, das schöne Wort vom Liebesglück der Jugend, das zum Segen des ganzen Lebens wurde, weil gemeinsame Arbeit die schiffende Hand darüber hielt.